5. Workshop des Fakultätsschwerpunktfeldes Frauen- & Geschlechtergeschichte (FuGG) an der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien

Vortrag 7. März 2013

Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal

Die Quelle als „widerständige Akteurin" in der Geschlechtergeschichte

Abstract

Obgleich historische Forschung immer auf historische „Quellen" angewiesen ist, hat es wohl selten eine so intensive Diskussion über die Frage gegeben, ob und welche Quellen auf welche Weise für die historische Forschung zur Verfügung stünden, genutzt werden sollten und bearbeitet werden könnten wie in der Frauen- und Geschlechterforschung. In meinem Vortrag möchte ich zunächst die Entwicklung und die Ergebnisse der Diskussion um die Quellenfrage in der Frauen- und Geschlechtergeschichte kurz umreissen, um dann in einem zweiten Schritt einige Beispiele für Kernfragen und Probleme im Umgang mit Quellen, wie sie mir in meiner Forschung begegnet sind, zu präsentieren. Ich werde dabei neben meinen ersten Erfahrungen als Frauenforscherinnen während meiner Dissertationszeit vor allem auf zwei Beispiele näher eingehen: Einmal auf die Bedeutung der Quellen für die Diskussion um die „Erfindung der Mutterliebe" um 1800 und zum zweiten meinen Eintritt in die Männlichkeitsgeschichte und die Beschäftigung mit der „Krise der Männlichkeit" in Frankreich im 16. Jahrhundert während meiner Arbeit an den Schriften des frühneuzeitlichen Staatstheoretikers und Juristen Jean Bodin (+ 1598).

Obgleich alle Geschichtswissenschaft auf historische „Quellen" angewiesen ist, hat es wohl selten eine so intensive Diskussion über die Frage gegeben, ob und welche Quellen auf welche Weise für die historische Forschung zur Verfügung stünden, genutzt werden sollten und bearbeitet werden könnten wie in der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Im folgenden möchte ich zunächst die Diskussion um die Quellenfrage in der Frauen- und Geschlechtergeschichte kurz umreissen, um dann in einem zweiten Schritt ein paar Beispiele für Kernfragen und Probleme im Umgang mit Quellen, wie sie mir in meiner Forschung begegnet sind, exemplarisch zu präsentieren.

1. (Wie) Ist eine Geschichte der Frauen möglich?

Die Beobachtung, dass Frauen in der Geschichte eigentlich nicht vorkommen, stand ja nicht nur am Beginn der frauengeschichtlichen Selbstfindung mind. seit Virginia Woolf in den frühen Jahren des 20. Jahrhunderts.[1] Sie wurde zunächst auch regelmässig von Seiten etablierter Historiker mit dem Argument gekontert, es gäbe ja auch keine Quellen, aus denen man schöpfen könnte, um Frauen in der Geschichtsschreibung und -forschung zu positionieren.

Auch in frühen feministischen Debatten findet sich diese Auffassung wieder, die noch verkompliziert wurde durch den Verdacht, dass alle Quellen von Männern geschrieben und dadurch auch rein männliche Projektionen seien.[2] So rang denn die feministische Forschung intensiv um die Frage der Möglichkeit, Frauen in die Geschichte zurück- bzw. hereinzuholen. „Une histoire des femmes est-elle possible?“ / „ Ist eine Geschichte der Frauen möglich?“ war die Fragestellung der ersten grossen Tagung zur Frauengeschichte in Frankreich zu Beginn der 1980er Jahre – und nicht die geringste Sorge der dortigen Kolleginnen und Kollegen galt der Frage, mit welchen Quellen überhaupt eine solche Rückeroberung der Geschichte bewerkstelligt werden könnte. Die Mediävistin Christiane Klapisch-Zuber hat dort deutlich gemacht, dass sich z.B. die mediävistische Forschung zunächst weitestgehend auf Rechtsquellen stützte – und dort vor allem den Minderstatus von Frauen sowie deren ‚Geschichtslosigkeit‘ festgeschrieben fand. Sie plädierte deshalb damals dafür, serielle Quellen verstärkt für die Sozial- und Alltagsgeschichte der Frauen zu nutzen, weil sie hierin eine Möglichkeit erblickte, „gegen die Engstirnigkeit juristischer Normen, die den Status und die Lage der Frau

[1] Vgl. Virgina Woolf, A room of one’s own (1928); dtsch: Ein Zimmer für sich allein, Berlin 1978.
[2] So etwa der renommierte französische Mediävist Georges Duby in „Le Chevalier, la femme et le prêtre, Paris 1981; deutsch, Ritter, Frau und Priester. Die Ehe im feudalen Frankreich, Frankfurt/Main 1985. Vgl. dazu auch die Einleitung der Herausgeber zur fünfbändigen „Geschichte der Frauen“, hg.v. Georges Duby und Michelle Perrot, Bd.1, Frankfurt/New York 1993, S.9–20.

reglementierten [...] die Vielfalt des praktischen Handelns, wie sie in Testamtenten, Landverkäufen und Pachtverträgen, in Eheverträgen und Zinsregistern etc. erscheint, [zu nutzen] um den Spielraum zu ermessen, der den Frauen, die als Zeuginnen oder Akteurinnen in diesen Urkunden auftauchten, vielleicht offen stand und um ihre besonderen Strategien und das Geflecht von Beziehungen zu entdecken, in dem sie sich identifizierten, das sie aufrechterhalten oder erweitern wollten.“[3]

Ihre Kollegin Danièle Voldmann hat, als Zeithistorikerin, den Königsweg für die Erforschung von Frauengeschichte(n) in der Oral History gesehen, also im Befragen von weiblichen Zeitzeugen und damit gleichsam im Neu-Schaffen von Quellen, die es so bislang noch nicht gab.[4] Diese Möglichkeit ist aber nur dem kleinen Kreis jener ForscherInnen vorbehalten, die sich mit der unmittelbaren Vor-Geschichte der Gegenwart beschäftigen wollen. Alle anderen müssen sich wohl oder übel mit den Beständen begnügen, die Bibliotheken und Archive bereitstellen – und seien diese noch so einseitig männerorientiert oder gar geschlechtsblind. Beide Historikerinnen plädierten jedoch, jenseits der Quellenfrage, für eine kritische Revision von historiographischen Konzepten und Fragestellungen – denn neben der Frage geeigneter Quellenbestände ist es insbesondere der Blick der Forschenden, der solche Bestände für neue Fragen und Aspekte öffnet, die mit der Frauen- und später dann mit der Geschlechter-geschichte generell verbunden waren und sind.

So wies Christine Klapisch darauf hin, dass z.B. die Idee eines „Heiratsmarktes“ absurd erscheinen muss, wenn darin nur Männer als Akteure betrachtet werden und Frauen zum „Handelsobjekt“ degradiert werden – oder wenn man bei der Erforschung der Geschichte der

[3]Christiane Klaprisch-Zuber, Die Mediävisten, die Frau und die serielle Geschichtsschreibung, in: Alain Corbin u.a., Une histoire des femmes est-elle possible?, Marseilles Paris 1984; dtsch. Geschlecht und Geschichte. Ist eine weibliche Geschichtsschreibung möglich?, Frankfurt/M. 1989, S.147–160, hier S.151 f.
[4] Sylvie Van den Casteele-Schweitzer und Danièle Voldman, Die mündlichen Quellen der Frauenforschung

Familienplanung bzw. der Verhütung ausschliesslich solche Verfahren und Prozeduren im Hinterkopf hat, die sich auf männliche Verhütungspraktiken beziehen und (z.B. magische) Praktiken, wie sie etwa Frauen nutzen, völlig ausser Acht lässt, weil sie angeblich „nicht wirksam“ seien.

Allerdings nennt sie neben diesen problematischen geschlechtstypisierenden Perspektiven auch solche, die tendenziell a-historisch sind – so etwa, wenn man vormoderne Haushalte betrachtet, als seien sie mehr oder weniger identisch mit modernen Kleinfamilien, und wenn man infolgedessen die Familienrollen entsprechend a-historisch konzipiert, also den vormodernen Reproduktionsweisen und den aus ihnen folgenden spezifischen Aufgaben und Handlungsmöglichkeiten von Frauen keine Beachtung schenkt, weil man sie für unwichtig oder historisch wenig wandelbar empfindet.[5]

Damit sind im Prinzip die wichtigsten Aspekte im Koordinatensystem einer neuen, d.h. feministischen Geschichtswissenschaft bereits genannt: Einerseits die Nutzung und Beforschung von vorhandenen (manchmal aber auch erst noch zu entdeckenden) Quellenbeständen auf der Basis einer **kritischen Reflexion historiographischer Konzepte**, auf die sich ja unsere Fragestellungen und unsere Methodologie als Historikerinnen im wesentlichen abstützen.

Eine zweite Dimension, die hier mitschwingt, ist diejenige der **Bedeutung der Quellengattung** – selbstverständlich kann man nicht mit jeder Quelle jede Fragestellung bearbeiten. Umgekehrt gilt aber auch, dass die Quellengattung selbst die Forschungsmöglichkeiten und

[5] Ebenda, bes. S.155f.

-ergebnisse mitbestimmt, etwa dergestalt, dass nicht jede Quelle als serielle Quelle nützlich und nutzbar ist – oder umgekehrt, dass man aus Rechtsquellen einen bestimmten Eindruck von Geschlechterverhältnissen bekommt, der sich in anderen Quellengattungen schon wieder ganz anders darstellen kann, so etwa in Gerichtsakten, die zwar von denselben Rechtsvorstellungen und institutionellen Regeln geprägt sein können, in denen aber sprechende und/oder schreibende Menschen vielfältiger sozialer Herkunft und Geschlechtszugehörigkeit uns entgegentreten, gleichsam als Akteurinnen und Akteure und nicht nur als Objekte von Reglementen und Gesetzen. Aufgrund dieser komplexen Gemengelage vor Gericht entstand nicht nur das Konzept des „doing gender“, sondern auch dasjenige von Geschlecht als „mehrfach relationaler Kategorie“, das ja bekanntlich von Andrea Griesebner, einer Wiener Kollegin, stammt, die seit vielen Jahren intensiv über Gerichtsquellen arbeitet.[6]

Eine weitere, ganz wesentliche Dimension ist schliesslich diejenige der **historischen Alterität** – also des Eigengewichts der vergangenen Kulturen, die wir ja in unseren Quellen ebenfalls überliefert haben, und das natürlich umso stärker spürbar wird, je historisch älter der Forschungsgegenstand ist, mit dem wir uns befassen – obgleich sich in historischen Gesellschaften und Kulturen natürlich nicht nur Alterität, sondern auch Ähnlichkeiten finden lassen und es nicht grundsätzlich feststeht, ob unser Gegenstand uns als fremder oder als ähnlicher begegnet – wie etwa deutschsprachige Frauen aus früheren Jahrhunderten, die sich z.B. in sprachlicher Hinsicht vielleicht gar nicht besonders von unseren heutigen Praktiken unterscheiden, aber in ihren Wertvorstellungen und Lebenserfahrungen umso mehr.
Gerade diese Erkenntnis hat im übrigen dazu geführt, dass wir heute nicht mehr unbefangen von „Frauengeschichte“ sprechen können, weil wir gelernt haben, dass es kein „Kontinuum

[6] Vgl. dazu Andrea Griesebner, Feministische Geschichtswissenschaft. Eine Einführung, 2. überarb. Auflage, Wien 2012, bes. S.143–157 u. 171–176.

Frau“ gibt. Vielmehr gehen wir heute davon aus, dass sich geschlechtlich markierte bzw. konstituierte Personen oder Individuen im Raum wie in der Zeit so erheblich unterscheiden können, **dass es mehr Sinn macht, die Kategorie Geschlecht ins Zentrum unserer Analysen zu stellen**, was bedeutet, das „Frauen“ jeweils eine Sonderform des Konzepts von Geschlechtlichkeit in einer bestimmten zeit-räumlichen Konstellation und einer diskursiven Formation darstellen, ähnlich wie auch „Männer“, ja, dass es u.U. sogar unwesentlich sein kann, dass eine Person geschlechtlich als Frau markiert ist – z.B. wenn sie eine Erbtochter eines frühneuzeitlichen Fürsten ist, die sich gegen andere, männlich markierte aber weniger „hochwohlgeborene“, Thronanwärter durchsetzen konnte und schließlich als gottgewollte Herrscherin über alle ihre Untertanen, Männer wie Frauen, gleichermaßen regieren konnte.[7]

2. Konkrete Beispiele aus der Forschungspraxis: Die Quelle als widerständige/eigenständige Akteurin

Ich komme nun zu meinen drei konkreten Beispielen dafür, was Quellen für ein Forschungsprojekt bedeuten (können) und wie sie sich auch als sehr eigenständig und z.T. sogar widerständig erweisen können:

a) Hagiographie oder: Die Quellengattung macht die (weiblichen) Helden!

Meine ersten Forschungserfahrungen habe ich natürlich, wie Sie hier alle auch, bei meiner Dissertation gemacht. Ich begann 1980 mit einer Studie zur Geschichte der Frauen im späteren Mittelalter – und nutzte dafür auf Anraten meines Doktorvaters hagiographische Quellen, also die Biographien religiös hervorragender Frauen des 13. und 14. Jahrhunderts.

[7] Vgl. dazu ebenda, S.146ff. und Claudia Opitz-Belakhal, Geschlechtergeschichte, Frankfurt/M. 2010, bes. S. 10–38.

Ich fand dann knapp zwei Dutzend geeigneter Quellen, die ich in alle Richtungen auseinander nahm – und aus denen ich vor allem herausarbeiten wollte, wie die Frauen gelebt haben und eigentlich auch, wie sie unterdrückt wurden. Letzteres war indes nicht so ganz einfach – denn die Frauen gingen aus allen familiären und persönlichen Krisen – und in den Biographien wurden viele solcher Krisen geschildert - gestärkt oder sogar siegreich hervor. Ich begann deshalb, meine Kern-Hypothese vom Elend der Frauen im Mittelalter (jedenfalls bezüglich ihrer rechtlichen Stellung) zu modifizieren – und schliesslich „erfand“ ich das Prinzip der „agency“, bevor ich es dann wenig später in der amerikanischen feministischen Forschungsliteratur wiederfand, weil mich immer mehr die Handlungsmöglichkeiten der religiös prominenten Frauen faszinierten und immer weniger die strukturellen Beschränkungen, denen sie unterlagen.[8]

Heute weiß ich, dass ich dieses Forschungsergebnis vor allem meinen Quellenbeständen zu verdanken habe. Aus praktisch keinem anderen Quellenbestand wären mir so viele handlungsfähige und heldenhafte Frauen entgegengetreten als aus diesen Hagiographien – denn es war und ist ja gerade der tiefere Sinn jeglicher Hagiographie, individuelle, ja, übermenschliche Leistungen, Tugenden und „Grösse“ festzuhalten – übrigens egal ob bei Männern oder Frauen, wenn auch die Art der Leistungen, Tugenden und Verdienste sich sehr wohl geschlechtsspezifisch unterscheiden konnte oder genauer gesagt, unterscheiden musste.[9]

[8] Vgl. Claudia Opitz, Frauenalltag im Mittelalter. Biographien des 13. und 14. Jahrhunderts, Weinheim 1985.
[9] Vgl. dazu Donald Weinstein, Rudolph M. Bell, Saints and Society. The Two Worlds of Western Christendom 1000–1700, Chicago 1982.

Und eine weitere Beobachtung lässt sich hier anschliessen: Ich war und bin mit meinem Interesse für weibliche Biographien aus der Vergangenheit nicht allein. Der Boom rund um die Erforschung (nicht nur weiblicher) Selbstzeugnisse und die Rückkehr der (Auto-)Biographien, der einige Jahre später einsetzte und weiterhin anhält, ist m.E. auch darauf zurückzuführen, dass nach der Phase der Strukturgeschichte das Bedürfnis nach handelnden Menschen in der Geschichte sehr groß wurde, gleich welchen Geschlechts. Dadurch erschließt sich uns in der Tat eine Möglichkeit, anders in die Geschichte blicken zu können als nur durch die Perspektive fester Strukturen, die aus Menschen (Frauen und Männern) kleine Ameisen machen, die sich wie ferngesteuert in den Zwängen gesellschaftlicher und kultureller Bedingungen bewegen – und letztlich darin umkommen, denn unsere Forschungsobjekte sind ja, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, im allgemeinen schon tot, wenn wir uns ihnen zuwenden. Möglicherweise sagt also das derzeit boomende Interesse an Selbstzeugnissen als Ausdruck von Subjektivität aber letztlich mehr über unsere heutigen Bedürfnisse nach „agency“ und Individualität aus als über die historischen Subjekte?![10]

b) Geschichte der Mutterliebe – oder des Redens über Mutterliebe?

Für diese enorme Bedeutung der Quellengattung und der daraus resultierenden Quelleninterpretation habe ich noch ein zweites Beispiel ausgewählt. Es ist eine Arbeit über die Forschungsdebatte zur „Erfindung der Mutterliebe“ um 1800, die ausgelöst wurde durch ein Buch der französischen Feministin und Mentalitätshistorikerin Elisabeth Badinter mit dem Titel „L’amour en plus“, 1980 publiziert, das schon ein Jahr später auch auf deutsch unter

[10] Über das Interesse an Subjektivität in der Geschichte, auch in der ferneren Vergangenheit macht sich vor einigen Jahren Lyndal Roper Gedanken (Lyndal Roper, Einleitung, in: dies. Ödipus und der Teufel. Körper und Psyche in der Frühen Neuzeit, Frankfurt/M. 1995).

dem Titel „Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls“ erschien und weltweit ein Bestseller wurde. Darin argumentiert Badinter u.a., dass es sich bei der „Mutterliebe“, d.h. der in unserer Epoche und unserem Kulturkreis als natürlich empfundenen sehr engen Mutter-Kind-Bindung um eine gewissermaßen in der Aufklärung durch Rousseau „erfundene“ und propagierte Empfindung handele, die im wesentlichen zur Unterdrückung emanzipatorischer Impulse und Bedürfnisse von Frauen genutzt worden sei und auch so gewirkt habe.[11] Kein Wunder, dass diese These in der aufgeheizten öffentlichen Debatte über Frauenrechte, Abtreibungslegalisierung und Auflösung traditioneller Familienvorstellungen anfang der 1980er-Jahre heiß umstritten war und heftig diskutiert wurde.

Ich selbst habe mich im Laufe meiner Forschungstätigkeit zur Geschlechtergeschichte der Aufklärung ebenfalls intensiv mit diesem Buch, aber vor allem auch mit den Schriften Rousseaus auseinandergesetzt, und in der Tat lässt sich bei Rousseau eine solche enge Verknüpfung von pädagogischem Reformdiskurs und auf Mutterschaft eingeschränkter weiblicher Rolle sehr gut nachweisen – und das ist in der Folge auch immer wieder gemacht worden.[12] Wenn man aber Rousseaus Erziehungsroman „Emile“ (von 1752), auf den sich Badinter wie auch spätere Forscherinnen immer wieder gestützt haben, genauer betrachtet, sieht man, dass Rousseau auch die Väterrolle neu konzipiert. Man kann sogar, analog zur Erfindung der Mutterliebe auch von der „Erfindung der Vaterliebe“ in der Aufklärung sprechen, wie u.a. Yvonne Kniebiehler in ihrer „Geschichte der Väter“ gezeigt hat, nicht

[11] Elisabeth Badinter, L’amour en plus, Paris 1980; dtsch: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München/Zürich 1981.

[12] Vgl. dazu Claudia Opitz-Belakhal, Pflicht-Gefühl. Zur Codierung von Mutterliebe zwischen Renaissance und Aufklärung, in: I. Kasten u.a. (Hg.), Kulturen der Gefühle in Mittelalter und Früher Neuzeit (= Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung 2002), Stuttgart 2002, pp.154–170, sowie dies., Mein Feind Rousseau? Zur Bedeutung philosophisch-pädagogischer „Klassiker“ in der historischen Geschlechterforschung, in: Rita Casale u.a. (Hg.), Methoden und Kontexte. Historiographische Probleme der Bildungsforschung, Göttingen 2006, S.64–91.

zuletzt, weil wir es hier mit Individualisierungsschüben zu tun haben, die die Beziehungen innerhalb der Familie generell veränderten.[13]

Bei genauerer Betrachtung zeigt sich gar, dass die väterliche Bedeutung für die Erziehung der Kinder bis zum 18. Jahrhundert **und darüber hinaus dominiert**; der Mutter wird eine vergleichsweise geringere, wenn auch nicht unwesentliche Rolle bei der Hervorbringung von Erben zugestanden. Dies führt u.a. dazu, dass noch 1838 das „Conversationslexikon für das deutsche Volk“ unter dem Stichwort „Liebe“ zwar Elternliebe neben Gatten- und Kindesliebe plaziert; aber ein Stichwort „Mutterliebe“ oder „Mutter“ gibt es hier nicht, während dem „Vater“ zwei ganze Seiten gewidmet sind, die indessen ausschließlich dessen Rechte und Pflichten gegenüber dem Kind ausführen und von Emotionen in unserem modernen Sinn recht wenig wissen (wollen).[14] Gab es also doch keinen Wandel der Geschlechter- bzw. Eltern-Rollen um 1800? War dieser Wandel lediglich ein Effekt der übermäßigen Bedeutungszuschreibung an Rousseaus „Emile“, der zwar für die Geschichte der Pädagogik als revolutionär gelten kann, aber für die Sozial- und Kulturgeschichte der Geschlechter vielleicht maßlos überbewertet wurde? Sicherlich lassen sich Hinweise auf eine sukzessive Veränderung von Familien- und Geschlechterordnung – insbesondere im revolutionären Frankreich – am Ende des 18. Jahrhunderts beobachten, aber auf Rousseau allein kann man diesen Wandel nicht zurückführen oder begründen.

Ich habe mich also im folgenden gefragt, wie Badinter eigentlich darauf kam, die Erfindung der Mutterliebe in die Aufklärung zu datieren? Vielleicht nur, weil sie sich in dieser Epoche am besten auskennt? Tatsächlich lässt sich nämlich nicht nur ein Beharren der Wissens-

[13] Yvonne Kniebiehler, Les péres aussi ont une histoire, Paris 1987 (dtsch.: Geschichte der Väter, hg. und mit einem Nachwort v. Claudia Opitz, Freiburg/Basel 1996); Vgl. dazu auch Claudia Opitz-Belakhal, Wandel der Vaterrolle in der Aufklärung, in: dies, Aufklärung der Geschlechter – Revolution der Geschlechterordnung. Studien zur Politik- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts, Münster/New York/München/Berlin 2002, S.21–38.

[14] Vgl. dazu Yvonne Schütze, Mutterliebe – Vaterliebe. Elternrollen in der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts, in Ute Frevert (Hg.), Bürgerinnen und Bürger, Göttingen 1988, S.118-133

verwalter – etwa in den zeitgenössischen Lexika – gegenüber den „neuen“ Geschlechterrollen à la Rousseau feststellen, sondern die Rede von der „Mutterliebe“ und deren großer Bedeutung für Familien, Gesellschaft und die öffentliche Ordnung hat eine lange „Vorgeschichte“. In frühneuzeitlichen didaktischen Schriften findet sich ein explizites Interesse an der Beziehung zwischen Müttern und Kleinkindern, das mindestens bis zum Ende des Mittelalters, eigentlich aber sogar in die Antike zurückreicht, wo humanistisch gebildete Autoren sich bereits mit den Pflichten und Aufgaben der Mütter befassten, und ganz ähnlich wie Rousseau bereits mit der „Mutterliebe“ als wichtigster Begründung für diese spezifischen Pflichten und Aufgaben argumentierten. Namentlich didaktische Traktate der Renaissance zeigen hier z.T. bis in den Titel hinein verblüffende Ähnlichkeiten. Die häufig geäusserte Kritik am Verhalten „schlechter Mütter“ und die repetitive Beschwörung fehlender oder falscher „Mutterliebe“ in den Ausführungen vieler Humanisten über das Stillen, die sich ihrerseits auf antike Schriften bezogen, aber kaum auf aktuelle Praktiken, findet sich nur wenig verändert in den Erziehungsschriften der Aufklärer, allen voran bei Rousseau wieder. So muss man sich letztlich fragen, was diese Texte überhaupt über Still- und Erziehungspraktiken und über mütterliche Gefühle aussagen – und ob es überhaupt eine „Geschichte der Mutterliebe“ geben kann auf der Basis dieser Erziehungsschriften. Denn mehr als über „Mutterliebe“ und deren Wandel sagen diese Schriften über Rezeptionsprozesse und Gattungsnormen in der Gelehrten-Welt der frühen Neuzeit aus. Für die Ebene gesellschaftlicher und kultureller Praktiken müsste man auf andere Quellengattungen „umsteigen“; nur in der Zusammenschau der unterschiedlichen Befunde, wäre wohl ein genaueres Bild, auch bezüglich Tradition und Wandel, möglich.[15]

[15] Vgl. dazu auch die Lit.angaben und Ausführungen in meinem Aufsatz „Pflicht-Gefühl“ (s.o.).

Dabei zeigt sich allerdings am Beispiel „Mutterliebe“, dass es durchaus auch interessante Veränderungen innerhalb dieser einen Gattung der „Erziehungsschriften“ über die Jahrhunderte hinweg gibt. So tritt z.B. das religiöse Element in der Aufklärung sehr in den Hintergrund – zugunsten einer euphorisch zur allumfassenden Autorität aufgewerteten „Natur“, die kurz vorher noch als göttliche Schöpfung daherkam. In vielen Fällen ist es aber umgekehrt auch so, dass ein Wandel immer dann behauptet wird, wenn eine neue Quellengattung auftaucht – so etwa auch bei Rousseaus „Emile“, der sich als Erziehungsroman formal deutlich von den bis dahin üblichen Erziehungstraktaten absetzt, inhaltlich aber gar nicht unbedingt. In diese Fall ist denn auch Badinter, zusammen mit vielen Erziehungshistorikern getappt bei ihrer These von der „Erfindung der Mutterliebe“ um 1800.
Es ist zwar nicht von der Hand zu weisen, dass neue Quellengattungen und –formen mit sozialen und kulturellem Wandel verbunden sind. Häufig bewirkt aber eine solche Veränderung eher das, was man landläufig „alter Wein in neuen Schläuchen“ nennt – nur die Form ändert sich, der Inhalt bleibt. **Hier könnte man von der Quelle auch als „Verführerin“ sprechen, die Veränderungen suggeriert, wo gar keine sind!**

c) „Macht und Geschlecht im 16. Jahrhundert“: Vom „Engendering“ der politischen Geschichte zur „Krise der Männlichkeit“

So hatte ich in den frühen 1990er Jahren –gerade auch am Beispiel der Geschichte von Vater- und Mutterrollen – gelernt, dass eine frauengeschichtliche Perspektive schon so ihre Tücken hat und habe mich infolgedessen zur Geschlechterhistorikerin gewandelt.
Machtverhältnisse und politische Diskurse haben mich aber weiterhin interessiert und ich habe mich in der Folge der Erforschung des Zusammenhangs von Staatsbildung, Macht und Geschlecht im 16. Jahrhundert zugewandt. Grundlage dafür waren die politischen Schriften

des zu seiner Zeit sehr prominenten Staatstheoretikers Jean Bodin, der eines der wichtigsten staatstheoretischen Werke der frühen Neuzeit, die „Sechs Bücher über den Staat“ verfasste und 1576 publizierte, wenige Jahre nach den Schrecken der Bartholomäusnacht und mitten in den französischen Religions- und Bürgerkriegen der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts.[16]

An diesem mehrere hundert Seiten umfassenden Werk interessierten mich zunächst vor allem die Text-Stellen, in denen Geschlechterdifferenz explizit gemacht, d.h. Frauen ins Spiel gebracht wurden, nämlich zu Beginn des Werkes, im 2. Kapitel im ersten Buch – in dem Bodin über die Ehe schreibt – und im vorletzten Kapitel im letzten, dem 6. Buch – wo es um die weibliche Thronfolge geht.

Hieraus liess sich schon sehr viel über Herrschaftsvorstellungen im frühneuzeitlichen Staatswesen (nach Bodin und der frz. Tradition) herausarbeiten. Aber es blieben noch zahlreiche Fragen offen – z.B. diejenige, warum Frauen und Studenten als besonders aufrührerisch und politisch wenig zuverlässig galten – und warum Bodin die Sklaverei so vehement verdammte und gleichzeitig einen „absoluten“ Fürsten als sein politisches Ideal darstellte, der nebst Gott und dem Hausvater die Stabilität von Alltagsleben und Politik garantieren konnte. Und schließlich: Was war der Grund für Bodins misogyne Ausführungen v.a. bezüglich der weiblichen Thronfolge, für deren Existenz er im o.g. letzten Buch seines Werkes so verblüffend viele Beispiele anführte, dass ich selbst überrascht und erstaunt war, wie regelhaft dieser „Un-Fall“ der Dynastiengeschichte eintrat und wie wenig ich darüber bislang gewusst hatte?

Ich vertiefte mich also weiter in die innere Argumentationslogik der Schrift und fand heraus, dass die Misogynie bei Bodin – jenseits aller misogynen Gelehrtentraditionen – als rhetorischer Trick wirken konnte, um die Krisenbewältigung, die Bodin mit seinem Werk im Sinn

[16] Vgl. dazu Claudia Opitz-Belakhal, Das Universum des Jean Bodin. Macht und Geschlecht im 16. Jahrhundert, Frankfurt/New York 2006.

hatte, voranzutreiben. Schließlich ging es darin, ähnlich wie auch in der realen Welt im Frankreich des 16. Jahrhunderts, vor allem um rivalisierende Parteien, sich bekämpfende Männer-Gruppen und Clans, die von mächtigen Adligen, den sog. „Hausvätern“, angeführt wurden und die Bodin mit seinem Konzept des „absoluten“ Königtums unter der Autorität der französischen Krone zwingen wollte. Dafür brauchte er indes auch eine starke, und das hiess aus seiner Sicht männliche Königsfigur, die er als „Vaterfigur“ konzipierte, der die ungebärdigen und aufmüpfigen „Söhne“ (im wahren Leben die machvollen Adelsführer), aus göttlichem Willen heraus, wie er schreibt, untergeordnet sein sollten. Die „Hausmütter“ und die Töchter wurden in diesem Konflikt der Männlichkeiten zu „inneren Feinden“ stilisiert, was dazu beitragen sollte, ein gemeinsames Feindbild für alle beteiligten Männer(-gruppen) herzustellen und diese zu einen.

Von dieser Beobachtung ausgehend war es naheliegend, die Krise der französischen Monarchie in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts als eine „Krise der Männlichkeit“ zu lesen, ein Konzept, das ja in der Forschung in den letzten Jahren breiter diskutiert wird – und für das mich die Lektüre der frühneuzeitlichen Staatstheorie besonders sensibilisiert hat.[17] **Die Quelle war hier nicht nur „widerständig“** im Sinne meiner zunächst eher geschlechter- als männergeschichtlich ausgerichteten Forschungsperspektive, **sondern v.a. auch „wegweisend“** für eine Sensibilisierung für Forschungskonzepte und -debatten, an die ich bis dahin gar nicht gedacht hatte und die mir letztlich eine neue Gesamtsicht auf meine Fragestellung ermöglichten.

[17] Vgl. dazu Claudia Opitz-Belakhal, „Krise der Männlichkeit“ – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte? In: dies. u. Christa Hämmerle (Hg.), Krise(n) der Männlichkeit? L’Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, 19.Jg., Heft 2, Köln/Weimar/Wien, 2008, S.31–50.

So haben sich denn in meiner Forscherinnenkarriere die Quellen als wegweisend für meine Erkenntnismöglichkeiten erwiesen – nicht nur, weil sie Erkenntnis überhaupt erst möglich mach(t)en, sondern weil sie als Erklärerinnen und Sensibilisiererinnen, als Augenöffnerinnen und Wegweiserinnen, aber durchaus auch als Verführerinnen wirksam werden, auch wenn sie einen (deshalb) manchmal auf Umwege und sogar Abwege führen können.